



**MATERIAL
FÜR DEINEN
BUCHCLUB**

LESEJOURNAL
Für deine Leseerfahrung

Diese Stelle hat mich berührt, weil ...

Über diese Themen möchte ich sprechen

Das möchte ich meiner Mutter sagen

Zitate oder Gedanken, die ich mir merken möchte

Wem würde ich dieses Buch empfehlen

Meine Bewertung





FRAGEN UND THEMENFELDER
für die Diskussion in eurem Buchclub
Achtung: Spoiler in den Fragen!

1. Der Titel und das Konzept der „vielen“ Mütter

Der Titel *Alle meine Mütter* impliziert eine Pluralität. Im Buch begegnen wir nicht nur der leiblichen Mutter der Erzählerin, sondern auch „anderen“ Müttern in eingeschobenen Kapiteln (wie Yara, Julia/Jules, Mütter im Krieg) sowie den verschiedenen Versionen der eigenen Mutter (die gesunde Mutter, die kranke Mutter, die Migrantin). Wie interpretieren Sie diesen Plural? Dienen die Geschichten der „fremden“ Frauen dazu, die Erfahrung der eigenen Mutter zu universalisieren, oder zeigen sie Facetten von Mutterschaft, die die eigene Mutter nicht abdecken konnte?

2. Migration als Bruch in der Hierarchie

Die Migration nach Deutschland wird als Wendepunkt beschrieben. Die Mutter verliert ihre Souveränität (sprachlos vor dem Schultor, unsicher im Asylbewerberheim), während die Tochter zur „Wissenden“ wird und sich für die Mutter schämt. Wie hat dieser Machtwechsel die Beziehung langfristig geprägt? Diskutieren Sie die These, dass Migrantenkinder oft frühzeitig die Elternrolle für ihre eigenen Eltern übernehmen müssen und welche emotionalen Narben (Schuld vs. Scham) dies hinterlässt.

3. „Liebe ist eine Tat“ vs. die Macht der Worte

Die Mutter „liebt keine Worte“ und drückt Zuneigung durch Handlungen aus (Kochen, Pakete schicken, Sorgen machen). Die Tochter hingegen ist Schriftstellerin und sucht nach Worten, um das Schweigen zu brechen. Verstehen die beiden Frauen am Ende die Liebessprache der anderen? Ist das Buch selbst der Versuch der Tochter, die „Taten“ der Mutter in ihre eigene Währung (Worte) zu übersetzen, um sie endlich anzunehmen?

4. Der Körper als Ort des Traumas und der Fürsorge

Der Körper der Mutter ist zentral – erst als angstbesetztes Vorbild, das die Tochter nicht „erben“ will, dann als Ort der Krankheit. Später pflegt die Tochter diesen Körper. Wie verändert die Krankheit der Mutter den Blick der Tochter auf Körperlichkeit? Wird die körperliche Nähe durch die Pflege zur Chance für eine Intimität, die emotional vorher nicht möglich war?

5. Das Erbe der Härte („Wer sich selbst nicht leidtut...“)

Ein Leitsatz der Mutter ist: „Wer sich selbst nicht leidtut, lebt länger“. Dies wird auf die Großmutter zurückgeführt, die Krieg und Blockade überlebte und als „moralischer Invalide“ beschrieben wird. Inwiefern ist die emotionale Unzugänglichkeit der Mutter eine überlebensnotwendige Strategie gewesen? Diskutieren Sie, ob die Tochter diesen Zyklus der Härte mit ihren eigenen Kindern durchbricht oder ob sie (z.B. in Stresssituationen) ähnliche Muster wiederholt.

6. Alternative Entwürfe: Die Figur der Julia/Jules

Julia entscheidet sich bewusst gegen Kinder („Ich werde niemals Kinder haben“) und fühlt sich später aus dem Kreis der Mütter ausgeschlossen („gated community“). Welche Funktion hat Julias Geschichte im Roman? Ist sie ein Gegenentwurf zur „aufopfernden sowjetischen Mutter“ oder zeigt sie nur eine andere Form der Einsamkeit und des gesellschaftlichen Drucks, der auf Frauen lastet?

7. Schuldgefühle als ständiger Begleiter

Sowohl die Erzählerin als auch die fiktiven Mütter (wie Yara am Pool) kämpfen mit massiven Schuldgefühlen. Das Buch suggeriert fast, dass Schuld ein unvermeidbarer Teil der Mutterschaft ist. Ist diese Schuld gesellschaftlich gemacht (Erwartungsdruck) oder entspringt sie dem inneren Wunsch, das Kind vor allem Übel (Krankheit, Krieg, Unfall) zu schützen, was faktisch unmöglich ist?

8. Erinnerungskultur und Gegenstände

Gegenstände spielen eine große Rolle: Die gelbe Schwimmweste, die Saftmaschine, die Fleecejacke mit dem Namen, die unbenutzte Lavendelseife. Warum klammern sich die Figuren so sehr an Objekte? Dienen diese Gegenstände als Ersatz für ausgesprochene Gefühle oder als Beweis, dass man existiert hat und geliebt wurde?

9. Verrat durch Literatur?

Die Erzählerin reflektiert oft ihren eigenen Schreibprozess und fragt sich, ob sie das Recht hat, die Geschichte ihrer Mutter und anderer Frauen zu erzählen („Ich schnappe mir, ohne um Erlaubnis zu fragen, eine fremde Geschichte“). Darf man als Tochter so intim über die Mutter schreiben, insbesondere über deren Krankheit und Schwächen? Empfinden Sie das Buch als liebevolle Hommage oder als grenzüberschreitenden Akt?

10. Das Ende: „Tschelowetschek“

Am Ende nennt die Mutter die Tochter zärtlich „Tschelowetschek“ (kleiner Mensch) und schickt eine Karte mit einem balancierenden Elefanten und dem Satz „Du schaffst das“. Ist dies ein Happy End? Haben die beiden Frieden geschlossen, oder ist es eher eine Akzeptanz der Distanz? Was sagt es aus, dass die Mutter die Tochter nicht als „Tochter“ oder „Frau“, sondern als „Mensch“ sieht?



LENA GORELIK IM INTERVIEW

«Es gibt ziemlich genau so viele Müttergeschichten, wie es jemals Menschen gegeben hat»

1. An einer Stelle in Ihrem neuen Buch erzählen Sie, dass Ihre Mutter ‚keine Worte liebt‘ und Zuneigung eher durch Taten ausdrückt, etwa indem sie Sie und ihre Kinder beschenkt oder bekocht. Wie schwer war es für Sie als Tochter, die ihr Leben den Worten widmet, dieses Buch über eine Frau zu schreiben, die Wörter oft als Ballast empfindet?

Ich glaube nicht, dass meine Mutter Wörter als Ballast empfindet, sie meint aber, dass wir oft verschwenderisch mit ihnen umgehen. Dass wir viel sagen, auch viel versprechen, einander, uns selbst, aber zugleich wenig tun - und dass wir den Wörtern damit die Bedeutung nehmen. Ich versuche, Wörter so zu wählen, dass sie eine Bedeutung in sich tragen, dass sie wirklich etwas meinen, und dass sie gleichzeitig nie zu groß klingen, zu laut. Vielleicht, dass die Wörter danach streben, eine Tat zu sein, auch wenn das vermutlich aus Sicht meiner Mutter schon ein zu lauter Satz wäre.

2. Es gibt eine sehr berührende Stelle, in der Sie beschreiben, wie Sie versuchen, Sätze Ihrer Mutter nicht mehr zu löschen oder zu ignorieren, sondern sie zu bewahren. War das Schreiben dieses Buches ein Versuch, die Hierarchie zwischen Ihrer ‚Sprachgewalt‘ als Autorin und der ‚Sprachlosigkeit‘ Ihrer Mutter, die in den Neunzigern mit Ihnen aus Russland nach Süddeutschland kam, in der Fremde auszugleichen?

Das Schreiben dieses Buches war ein Versuch - Punkt. Wenn ich versuche zu schreiben, weiß ich nicht, was ich genau versuche, wohin es läuft, was am Ende stehen wird, und das ist auch gut so; ich würde sonst zu zielgerichtet schreiben. Zu sehr diesem Ziel verpflichtet, einem Ergebnis, dann würde das Suchende, was das Schreiben für mich in erster Linie ist, nämlich, ein Versuch, etwas zu verstehen, verloren gehen. Dann würde ich mögliche Abzweigungen übersehen, neue Fragen. Ich versuche immer, im Bewusstsein über die Sprachgewalt zu schreiben, über die Macht, die Sprache auszuüben vermag, über die Macht, die ich mir damit aneigne, dass ich sie nicht nur verwende, sondern im Wissen, dass meine Wörter, meine Sätze veröffentlicht und gelesen werden. Und ich versuche, die Sprachlosigkeit, das Fehlen der Worte, der richtigen, oder überhaupt von Sprache, mit in das Schreiben hineinzunehmen, die Sprachlosigkeit wird im besten Fall Teil der Sprache.

3. Die Brust der Mutter ist ein zentrales Motiv – erst als Symbol einer gefürchteten körperlichen Ähnlichkeit, die Sie als Mädchen nicht ‚erben‘ wollten, und später als Ort der Krankheit, eines Mammakarzinoms. Wie hat die Pflege Ihrer Mutter und die Konfrontation mit ihrer körperlichen Versehrtheit Ihren eigenen Blick auf Ihren Körper und das Älterwerden verändert?

Es war, als würden mir all die Bilder, die uns vorgesetzt werden, und an denen wir uns abarbeiten – manchmal bewusst, manchmal unbewusst – nacheinander vorgeführt werden. Die Brust einer Frau*, die ab dem Moment, in dem sie Mutter wird, dem Kind zu gehören scheint, als wäre der Körperteil weniger der eigene und als wäre er nur für das Stillen vorgesehen. Der Körper der Frau, der an patriarchal geprägten, westlichen Schönheitsidealen immer wieder abgeglichen wird, immer durch die Brille der Defizite betrachtet. Die Frau*, die weniger sichtbar ist, vielleicht sogar weniger als Frau* wahrgenommen wird, sobald sie älter wird. Die dahinter liegende Vorstellung, dass junge Körper die Schöneren sind. Vor ein paar Jahren verbrachte ich eine Woche alleine an einem Ort – das ist selten, dass ich so viel Zeit mit mir habe. In einem Buchladen sah ich eine Postkarte, eine Schwarz-Weiß-Fotografie einer älteren Frau, nackt, der Körper war am Bauchnabel angeschnitten, und sie blickt auf dieser Fotografie direkt in die Kamera, lächelt nicht, ist nur schön mit jede ihrer Falten. Ich kaufte die Karte und schickte sie mir selbst, um mich zuhause wieder an die Zeit mit mir selbst zu erinnern, aber auch daran, wie ich plötzlich stehen blieb, weil ich diese schöne, alte Frau gesehen hatte.

4. Sie beschreiben in einem Kapitel, das die Geschichte einer anderen Mutter, einer anderen Tochter erzählt, sehr eindringlich, wie sich die Rollen im Alter umkehren, etwa wenn die Eltern pflegebedürftig werden. Die Tochter cremt ihre Mutter ein, zieht ihr Socken an – eine Intimität, die früher andersherum stattfand. Würden Sie sagen, dass man seine Mutter erst wirklich als eigenständigen Menschen erkennt, wenn sie ihre Mütterlichkeit durch Krankheit oder Schwäche ‚ablegt‘?

Ich bin mir nicht sicher, ob wir das in diesem Moment tun, ob wir nicht einfach die Mütter pflegen, und in dieser Zeit auch die Mutter, eben in dem Fall die gealterte, die erkrankte, die pflegebedürftige sehen. Sie ist dann möglicherweise die Mutter, die die Mütterlichkeit abgelegt hat, aber ist sie damit ein eigenständiger Mensch? Sie hat die Mütterlichkeit ja abgelegt, braucht die Pflege, eben genau deshalb, weil sie nicht mehr eigenständig ist. Vielleicht ist es dann schon zu spät, das Eigenständige in ihr zu sehen. Die Tochter in dem Kapitel „Anne“, sie sucht ja in den Momenten, in denen sie ihrer Mutter die Socken überstreift, nach ihr und findet sie nicht. Vielleicht sind es nur einzelne Momente im Leben, in denen wir unsere Mütter als eigenständige Menschen erhaschen können, als würden wir durch ein Schlüsselloch schauen, und sie huschen an uns vorbei, und sind dann wieder weg.

5. Die Migration nach Deutschland markiert im Buch einen Bruch. Sie beschreiben den Moment, als Sie realisierten, dass Ihre Mutter im neuen Land ‚nicht mehr alles wusste‘ und ihre Souveränität verlor, etwa vor dem Schultor oder im Asylbewerberheim. Wie hat dieser Verlust der mütterlichen Omnipotenz Ihre eigene Rolle in Deutschland geprägt?

Er hat die Einsamkeit vergrößert. Er hat der Einsamkeit, fremd in einem fremden Land, in fremden Gepflogenheiten, unter fremden Menschen, in einer fremden Sprache zu sein, eine zweite daneben gelegt. Das kann ich heute so sehen, als Kind hält man die Einsamkeiten nicht auseinander. Da ist nur die offensichtliche Einsamkeit unter fremden Menschen, nichts zu verstehen, anders auszusehen, und die schulterzuckende Akzeptanz dessen, dass man den Eltern von dieser Einsamkeit nichts erzählen kann, weil sie keine Hilfe mehr sein können, weil man sieht, wie sie selbst straucheln, und ihnen nicht noch mehr aufbürden möchte. Ich musste alleine in der fremden Welt zurecht kommen, die Sehnsucht in dieser Welt war schnell nicht die nach dem mütterlichen, dem elterlichen Schutz, sondern die danach, zuhause zu sein, weil sich die Eltern an diesem Ort zumindest noch als Eltern benahmen, selbst nicht so schutzlos wirkten. Sie haben es so gut gemacht, wie es ihnen nur irgendwie möglich war, vermutlich besser, als ich dazu imstande wäre; sie haben mich so gut geschützt, wie es unter diesen Umständen ging, aber ich hatte auch angefangen, sie zu beschützen.

6. Sie weiten den Blick im Roman auch auf ‚andere‘ Mütter aus – Mütter von Kindern mit Behinderung, Mütter im Krieg, Mütter, die bereuen. Wollten Sie damit die Isolation aufbrechen, die viele Menschen, Eltern empfinden, wenn ihr Kind oder ihr Leben nicht der Norm entspricht?

Ich wollte jedenfalls auch über jene Mütter schreiben, die häufig in dem Begriff „Mutter“, mit den ersten Assoziationen, die dieser Begriff mit sich bringt, nicht vorkommen. Ich wollte die Vorstellung erweitern, ich wollte diese Mütter und Nicht-Mütter einladen, Teil der Mutter-Geschichte zu sein. Und gleichzeitig sollten sie auf keinen Fall ausgestellt werden. Ich wollte die Heterogenität zeigen, sie einander an die Seite stellen, damit sie nicht alleine wie eine Ausnahme da stehen, die Ausnahme vom System, sondern als eine große, sichtbare, hörbare Gruppe, eine, die sie schützt, und in der sie sich dennoch nicht verlieren.

7. Ein Gegenentwurf im Roman ist die Figur Julia (oder Jules), die bereits als Teenager den Satz prägt: ‚Ich werde niemals Kinder haben‘. Später fühlt sie sich oft ausgeschlossen und beschreibt die Keimzelle der Familie als eine Art ‚gated community‘. Warum ist der bewusste Verzicht auf Mutterschaft gesellschaftlich immer noch so eine Provokation? Und glauben Sie, dass Mütter und Nicht-Mütter in unserer Gesellschaft gegeneinander ausgespielt werden?

Ich glaube, sie werden gegeneinander ausgespielt, aber sie - wir - tragen auch ihren/unseren Teil dazu bei. Ich befürchte, dass wir bei diesem Spiel selbst mitmachen und den Graben damit zementieren. Der Ursprung dieses gesellschaftlichen Denkens, das sich so schockierend lange hält, ist die Vorstellung, dass Frauen* für den Nachwuchs zu sorgen haben, für die Produktion der Kinder und damit für die Produktion in der Gesellschaft, der Wirtschaft, früher oder in anderen Regionen der Kriegswirtschaft etc. Die Frau*, die sich dieser ihr zugeordneten Rolle entzieht, macht Angst: Was könnte sie wollen, wenn sie das nicht will, was wir für sie vorgesehen haben? Was könnte sie anstellen? Sie ist eine Gefahr. Die Vorstellung ist sehr normativ: Es gibt Frauen, die alles richtig machen, und es gibt Frauen, bei oder mit oder in deren Lebesnentwurf oder deren Lebensführung etwas nicht stimmt, weil sie keine Kinder haben, sie sind damit verdächtig. Es wird mit dieser Vorstellung nahe gelegt, dass das die wichtigste Abzweigung im Leben ist: Hat man Kinder oder nicht?

Und weil diese Entscheidung so wichtig ist, und weil Kinder das Wichtigste im Leben zu sein haben, ist es, als würden sich die Wege der Frauen* nach dieser Abzweigung nicht mehr berühren können, weil alles andere, was verbindend sein könnte, weniger zählt als die Frage nach Mutterschaft. Wir bestätigen diese Zweiteilung selbst, wenn wir Sätze sagen wie „Du weißt ja nicht, wie es ist...“ Das würden wir bei anderen Themen nicht oder seltener tun. Frauen*, die zum Beispiel in sehr unterschiedlichen Berufszweigen arbeiten, unterstellen einander nicht, nicht in dieser Reingorosität, dass sie sich gegenseitig niemals verstehen würden. Damit zementieren wir den Graben, teilen uns auf.

8. Sie scheuen sich nicht davor, auch die schmerzhaften, oft unsichtbaren Realitäten des Frauseins auszuleuchten. Ein Kapitel beschreibt den Alltag in einer sowjetischen Klinik der 1970er-Jahre, als Abtreibungen fast selbstverständlich waren in einem Frauenleben, weil es an Verhütungsmitteln fehlte. Ebenso geben Sie Müttern Raum, die ihre Kinder durch Krieg oder Gewalt verloren haben und die das Recht einfordern, ‚nicht stark sein zu müssen‘. War es Ihnen ein politisches Anliegen, dieses stumme, historische und gegenwärtige Leid von Frauen zu zeigen? Dass Mütterlichkeit nicht nur aus sanfter Liebe, sondern oft auch aus bloßem, hartem Überleben besteht?

Ich bin vorsichtig bei der Antwort auf diese Frage, weil es immer klingt, als hätte man, wenn man ein politisches Anliegen im Schreiben hat, weniger literarische Anliegen. Als schließe das eine das andere aus oder verhindere es. Vielleicht lässt sich das so herleiten: Das Leben ist per se ein politisches Anliegen, weil wir nun mal in einer politischen Welt leben, und diese mitgestalten durch die Art, wie wir es leben. Wir können das vielleicht, wenn die Umstände es erlauben, vergessen, aber es bleibt eine Tatsache, dass unser Verhalten, unsere Entscheidungen, unser Sprechen einen Einfluss darauf haben, wie die Welt um uns herum sich gestaltet. Daraus abgeleitet ist auch jedes Schreiben ein politisches Anliegen. Ich wollte jedenfalls mehr zeigen, als das, was man sieht, wenn man „Mutter“ in die Internet-Suchmaschine eingibt: lächelnde, glückliche Frauen, die ihre Kinder beschützend umarmen. Die Kinder, die strahlen natürlich auch immer vor Glück. Das ist aber vermutlich selten so Realität, zumindest nicht über weite Strecken, und für viele gar nicht oder selten. Ich bin froh, wenn in dem Roman die Gleichung „Mutter = Glück einer Frau*“ aufgelöst wird.

9. Am Ende des Buches nennt Ihre Mutter Sie ‚Tschelowetschek‘, ein kleiner Mensch. Darin klingt eine große Zärtlichkeit an. Haben Sie durch das Schreiben Frieden damit geschlossen, dass Sie und Ihre Mutter vielleicht unterschiedliche Sprachen der Liebe sprechen – sie die der Taten und Sie die der Worte?

Ich würde das gar nicht so gegeneinander aufwiegen: Meine Mutter die Sprache der Taten und ich die Sprache der Worte. Wir sind genauso ambivalent wie alle anderen Menschen auch. Aber weil gerade Mütter und Kinder sich so gut kennen, so viel Zeit miteinander verbracht haben, neigen sie manchmal dazu, feste Bilder von einander zu haben, an denen es wenig zu rütteln gibt. Diese besondere Beziehung habe ich versucht zu beschreiben, in der Nähe und Distanz, in der Erwartungen und Enttäuschungen noch mal zerrender sein können als in anderen. Es ging mir nicht darum, Frieden zu schließen, auch nicht darum, Sprachen der Liebe gegeneinander zu spiegeln, sondern um den Versuch, dieses einzigartige wie zugleich universelle Verhältnis von verschiedenen Seiten zu betrachten. Mit Zärtlichkeit, mit Liebe, mit Klarheit.